

Beilage zu Nr. 139 des Grenzboten.

Neuenbürg, Freitag den 5. September 1902.

Der September.

Der September hat den alten Namen „Herbstmonat“, weil er am 21. Tage den Herbstansatz bringt. Vielen ist der September aus Herz gewachsen; man hat ihn oftmals den zweiten Mai genannt. Häufig bringt er die prächtigen Herbsttage mit mildem Sonnenschein und klarer Luft, wie sie anmutiger im Laufe des Jahres nicht beobachtet werden können. Das Obst erhält die Reife und die Grummet- und Kartoffelernte geht beigünstigem Wetter rasch von statten. Freilich werden die Tage auffallend kürzer, die Zugvögel treten ihre Reise an, und der erste Reif fällt in der Nacht. So ist der September der letzte Monat des „lebendigen“ Jahres; mit dem Eintritt des Oktober fällt das Laub zur Erde, und die Natur beginnt ihre Ruheperiode. Nach den alten Bauernregeln bringt der 1. September (Aegidius) das Wetter des Herbstes: Wie Aegidius sich verhält, so ist der ganze Herbst bestellt. Die Sonnenwärme des September hat auf die noch zu erhoffende Reife keinen Einfluß, und die Regel lautet diesbezüglich: Was Juli und August nicht lochen thaten, kann der September auch nicht braten.

Einer der bedeutendsten Tage des September ist der Michaelistag am 29. Er bildet beim Volke die Grenze zwischen Sommer und Winter. Die alten Germanen feierten um diese Zeit ihre großen Herbstversammlungen, auf welchen über die Ereignisse des Sommers verhandelt wurde. Am Schlusse dieser Versammlungen zündete man auf den Bergen Feuer an. Einen Rest dieses alten Brauches finden wir in den Michaelisfeuern, die noch heute in der Eifel an der Mosel abgebrannt werden.

Im Mittelalter war am Michaelistage Feiertag. Ehe die Handwerksgehilfen die Winterarbeit bei Licht aufnahmen, mußte ihnen ihr Meister erst den Lichtbraten anrichten, und die Meisterin buk „Michaeliswecken“. Berühmt waren überall die „Michelsmessen“ genannten großen Michaelismärkte. Michaelis sind noch heute allerlei Abgaben fällig, besonders an geistige Institute und Güter. Allgemein gilt Michaelis auch als Wettertag. Der an diesem Tage herrschende Wind soll für den ganzen Winter maßgebend sein, andere behaupten: Regnets am Michaelistag, so folgt ein langer Winter nach.

Unterhaltender Teil.

Auf dunklen Pfaden.

Roman von E. Eiben.

27 Waren Kurt und Marie nicht in der Totengruft? Warum eilten sie nicht herbei, um die Mörder zur Rechenschaft zu ziehen?

Warum die Furcht sie so sehr, daß sie es nicht wagten, hervorzutreten?

Doch nein! Hätte Marie ihren Vater ermordet werden sehen, nur Angst um ihn, den teuren Greis, hätte sie gefannt, keine Furcht vor dem feigen Mörderpaar, sie wäre verzweiflungsvoll herbeigeeilt, um dem geliebten Vater die Seele vom Munde zu küssen.

Und Kurt würde ebenfalls keine Furcht gefannt, sich auf die Mörder gestürzt haben, um den Tod des alten Mannes zu rächen. Aber Kurt und Marie kamen nicht, sie konnten also nicht in der Totengruft sein.

Doch wo mochten sie sich befinden?

Sagte ihnen keine Ahnung, daß der alte Mann soeben ermordet worden sei und rief die Ahnung sie nicht hierher?

Ach nein, keine Ahnung verriet ihnen, was sich hier begeben hatte.

Marie und Kurt saßen während dieser gräßlichen Begebenheit an einer versteckten Stelle auf dem Friedhof.

Als der Totengräber und seine Tochter diese Nacht gekommen waren, hatte Kurt sich nach frischer Luft gesehnt und mit Marie die Gruft verlassen.

Der Totengräber war allein zurückgeblieben. So kam's, daß dieser an Stelle Kurt's dem Mörderpaar zum Opfer fiel.

Feodora und Dlaf standen wie erstarrt vor dem tödlich Verwundeten, dessen Blide ire umherflogen, als suchten sie jemand.

Mit Ausbietung seiner letzten Kraft versuchte der sterbende Greis sich aufzurichten, er wandte sich auf die Seite und stützte sich auf beide Arme.

„Marie! Kurt!“ entfloß wie ein Hauch seinen Lippen.

Ein Blutstrom stürzte abermals aus seiner Wunde, kraftlos fiel er zurück.

Wieder preßte er die Hände auf die Brust, ein krampfhaftes Zucken ging durch seinen Körper.

Seine Augen verglasten sich, ein leises Nöcheln, ein letzter tiefer Atemzug und regungslos sah er da, der Tod hatte sein Leben gestohlen!

Dlaf hielt den Dolch, mit dem er die blutige That verübt hatte, noch immer in der Hand.

Als der alte Mann ausgelitten hatte, entsetzte Dlaf sich selbst vor dem Verbrechen, schrak zusammen und stöhnte tief auf.

„Feodora!“ entrang es sich in bebenden Lauten seiner Brust. „Wir haben den alten Mann getötet! Kurt hält sich hier gewiß nicht verborgen. Feodora, was nützt uns dieses Opfer?“

Er ließ das Haupt hängen und blickte schauernd auf den blutbedeckten Dolch.

Feodora erwachte aus ihrem dumpfen Dahinbrüten.

„Grell loberte es in ihren düsteren Augen auf. „Kurt nicht hier?“ antwortete sie. „In diesem Augenblick wohl nicht! Aber er war da — entfloß vielleicht. Hast Du nicht gehört, was der Sterbende rief? Marie! Kurt! Er war in das Geheimnis eingeweiht, war also unser Feind und hat deshalb seinen Tod verdient.“

Er wußte auch gewiß um die Gespensterkomödie! Ha! Umsonst soll er nicht gestorben sein. Das Schicksal nimmt uns die Nacht ab, es will beide verderben! Marie eine Vatermörderin wie Kurt ein Muttermörder! — Dlaf, so mußte es kommen! Mein Herz jauchzt: Triumph!“

Dlaf sah sie mit Bewunderung an.

„Du bist ein — geniales Weib, Feodora! Ich bin stolz auf Dich. Ich wäre nicht gleich auf den Gedanken gekommen, Kurt und Marie als die Mörder des Totengräbers erscheinen zu lassen. Aber die Beweise?“

„Werden sich finden,“ versetzte sie rasch, „und ich denke, hier haben wir schon welche.“

Mit diesen Worten nahm sie aus einer Nische ein Bündel, das ihre umherpähenden Widen gewahrt hatten. Es enthielt, wie wir wissen, die Sachen, welche Kurt und Marie zu ihrer Verkleidung als Geister gebraucht hatten.

Als Feodora den Inhalt erkannte, spottete sie: „Schöne Geister, die diese Totenhenden trugen! — Was Ihr gespielt habt, sollt Ihr bald in Wahrheit sein — Gespenster! Hahaha!“ schloß sie mit einem dämonischen Aufschrei.

Sie tauchte die Hemden in das Blut des Ermordeten, das, eine dunkle Lache, auf dem Boden glänzte, rollte sie dann zusammen und legte sie als Bündel wieder in die Nische.

Dlaf begriff sofort, warum sie das that.

„Das ist klug von Dir, Feodora!“ jagte er. „Die Polizei muß annehmen, daß Kurt und Marie die Hemden trugen, als sie den Totengräber ermordeten.“

„Ja, Dlaf! Die Polizei wird sich den Hergang so denken: Der Totengräber bemerkte wiederholt, daß Marie sich nachts aus dem Hause stahl. Er schlich ihr diese Nacht nach, sah sie in der Gruft verschwinden und folgte ihr dahin. Kurt und Marie hatten sich eben als Gespenster verkleidet, als er sie überraschte. Er drohte mit Verrat — es kam zu einem heftigen Austritt und das Ende war seine Ermordung.“

„Ja, beide sind des Todes!“ rief Dlaf. „Auf uns kann kein Verdacht fallen. Es kommt uns nun zu statten, daß ich zu der That einen

Dolch wählte, der auf der Klinge den eingravierten Namen Kurt v. B. trägt. Der Dolch vervollständigt den Beweis — er muß hier gefunden werden. Was fangen wir aber mit dem Toten an? Lassen wir ihn hier so liegen?“

Feodora schüttelte den Kopf.

„Das wäre eine Dummheit — nein! — Kurt und Marie dürfen die Leiche nicht finden, wenn sie in die Gruft zurückkehren. Verbergen wir den Toten in einem Sarg.“

„Dlaf stimmte ihr bei. Er erbrach mit dem Dolch einen Sarg.“

Der Tote, den man einst darin zur ewigen Ruhe gebettet hatte, war längst in Staub und Asche zerfallen.

Feodora stellte die Handlaterne auf den Boden.

Dlaf legte den Ermordeten behutsam in den Sarg und schloß ihn wieder, den Dolch warf er in eine Ecke.

Feodora scharrte mit den Füßen den handhoch auf dem Boden liegenden Staub zusammen und bestreute damit die Aulache.

„Lass uns gehen, Geliebte! Kurt und Marie könnten uns überraschen.“

Sie verließen die unheimliche Stätte ihres neuen Verbrechens.

Im Schlosse angelangt, weckte Dlaf einen Stallburchen. Er ließ sich ein Pferd jatteln und ritt in die Nacht hinaus, um die Polizei auf die Spur der Unglücklichen zu hegen.

Feodora wachte im Ahnenjaale. Sie sah in einer finstern Ecke, die Augen starr auf das mittelste Ahnenbild geheftet, einen Revolver in der Hand.

Sie wünschte Kurt und Marie möchten erscheinen, um beide wiederzuschießen zu können.

Vermischtes.

Rottenburg a. N., 29. Aug. Der Römerbrunnen bei der Villa des Fabrikanten Pland wurde in einer Tiefe von etwa über 11 m bis in das Gebiet des Grundwasserstandes hinein ausgegraben. In der Tiefe hat der Brunnen 65 cm Weite, während er oben 90 cm schöne runde Lichtweite hat. Außer dem bereits mitgeteilten Funde einer zum Ziehbrunnen gehörigen Säule wurde die Hälfte einer kopfgroßen Kugel gefunden, welche am Seile das Gegengewicht zum Wassereimer bildete. Ferner wurde ein Teil einer zur Zugvorrichtung gehörigen Kette gefunden; sie war aus Holz und Eisen derart gefertigt, daß zwei starke eiserne Platten von Fingerslänge und ca. 2 1/2 Fingersbreite je die breite Seite eines kleinen Holzkluges umgaben; der Zusammenhalt wurde durch Nägel hergestellt und die so beschaffenen Stetenglieder durch Haken miteinander zur Kette verbunden. Das Eisen ist noch ziemlich gut erhalten; das Holz ist meistens verkohlt und weggebrochen. Die Ausfüllung des Brunnens war frei von modernen oder mittelalterlichen Beigaben; man fand Scherben der gelben Thonerde mit dunkelbräunlicher Glasur, der Terra sigillata, Falzriegelteile, Stücke von Heißlacheln, Heißpfeiler (pilae) aus Sandstein — alles von römischem Typus. Auch wurden viele Tierknochen gefunden, wie immer in Römerschichten. Die Hauptmasse der Ausfüllung bestand in großen, ungeformten Steinbrocken aus Muschelschale und grobem Sandstein, auch Tuffsteinen. Alles war locker gelagert, mit viel Lücken, was darauf schließen läßt, daß der Brunnen nicht allmählich, sondern auf einmal verschüttet wurde. Der Schlamm, der das Ausfüllungsmaterial umgab, war reich an Kohlenpartikeln. Aus ungefähr fünf Meter Tiefe wurde das Bruchstück einer Muschelschale zu Tage gefördert. Überall von oben bis unten fand man eine unzählige Menge von Schnecken und Schneckenestern. Man hat also wohl an eine große Ueberschwemmungskatastrophe als Ursache der Verschüttung zu denken.

Rom Feldberg, 25. Aug. Auf 1500 m Bergeshöhe, im Anblick der erhabenen Natur verjunkten, durch das unheimliche „Töff-Töff“



eines Automobils erschreckt zu werden, dürfte wohl selten vorkommen. Und doch passierte dies vor kurzem etwa 200 Besuchern des Feldbergs, die vom Turm aus die Fernsicht genossen. Fabrikant Georg Egly-Manskopf aus Frankfurt machte in Begleitung seiner Gemahlin und Frau Wittmeister Schwente mit seinem Automobil von St. Blasien aus einen Ausflug auf den Feldberg und brauchte nur die kurze Zeit von einer Stunde, um vom Fuß des Berges bis zur Spitze desselben zu gelangen. Das erste Automobil, das voriges Jahr auf unsern Höhen zu sehen war und einem französischen Grafen gehörte, brauchte 8 Stunden, bis es die Spitze erreichte, obwohl es einen 60 pferdigen Motor hatte. Das Fahrzeug des Herrn Egly-Manskopf ist von der Firma Benz und Co. in Mannheim und besitzt eine 16 pferdige Maschine. Besonders schwierig gestaltete sich die Fahrt vom Feldberggasthof nach dem Turm; da eine eigentliche Straße nicht vorhanden, mußte über die schlüpfrigen Matten gefahren werden, was nur dadurch möglich war, daß die Steigung in Schlangendrehungen genommen wurde.

Molsheim, 29. Aug. Ein Automobilwagen sollte an der Wangener Mühle repariert werden, ein Reifen war geplatzt. Emsig plagten sich die drei Fahrer, um das Ding wieder in Gang zu bringen. Mit einem Male standen sie in Flammen, die Kraftmaschine aber auch; diese brannte lichterloh, während die brennenden Menschen eilig in den Straßengraben sprangen und das Feuer an ihren Kleidern erstickten. Am Tage darauf wurden die traurigen Reste des ehemaligen stolzen Fuhrwerks in geradzug kläglicher Weise durch die Stadt hin befördert. Das Vorderteil oder vielmehr sein Gerippe ruhte auf einem von Röhren gezogenen Wagen; von der ganzen Herrlichkeit waren nur noch die Hinterräder unverfehrt.

Oberhofen, 29. Aug. Eine afrikanische Erbschaft, die sich vorteilhaft von manchen amerikanischen dadurch unterscheidet, daß sie tatsächlich vorhanden ist, der „Hagen. Btg.“ zufolge hierher gefallen. Ein Pate der Frau Schuster ist vor langen Jahren nach dem dunkeln Erdteil ausgewandert, und schon lange hatte man keine Lebenszeichen von ihm erhalten. Da er kinderlos ist und keine direkten Erben da zu sein scheinen, hat er liebevoll seines Patenkindes gedacht und ihm die Summe von 80 000 M. zustellen lassen. Die Familie der Frau ist arm, sodaß die reiche Erbschaft in richtige Hände kommt. Da werden sich viele Patenkinder einen solchen „Pfeffer“ wünschen.

In Ettlingen wurde dieser Tage die Herstellung eines eisernen Straßengeländers unweit der „Linde“ vergeben. Dabei verlangte ein Schlosser 18,5 Prozent weniger als der Anschlag, ein anderer 24 Prozent mehr, ein dritter und vierter verlangten 18 und 20,5 Prozent weniger und nur einer bot den Anschlag. Sonderbare Rechenkünster!

Einige angezechte Ladenzümlinge in Görlitz hatten nachts auf der Straße gelärmt und fühlten sich so tief gekränkt, als sie ein Schuhmann darob grob anließ, daß sie sich beschwerdeführend an den Oberbürgermeister wandten. Der fand die rechte Antwort für sie: „Die Polizeibeamten haben andere wichtigere Aufgaben zu erfüllen, als sich um die gegenseitigen Reibereien nächtlicher Wirtshausbesucher zu kümmern. Statt in der Nacht herumzuschwärmen, rate ich Ihnen, rechtzeitig zu Bett zu gehen, damit Sie Ihre Pflicht thun können. Das verlange ich von den Bürgern der Stadt. Ihre Beschwerde unbegründet. Ich bedauere die Zeit, die ich darauf habe verwenden müssen.“ C. Büchtemann.

Die „Mösch. N. Nachr.“ brachten die Mitteilung aus Pest, daß auf Verfügung des Ministers des Innern künftig als Kaffeehauskassiererinnen, Hotel- und Stubenmädchen in der Hauptstadt und der Provinz nur 40jährige Frauenpersonen verwendet werden dürfen, und es wurde diesem Erlaß beigefügt, der Minister werde schon wissen, weshalb er eine solche Bestimmung erlasse. Ein ähnlicher Erlaß gegen die weibliche Bedienung wurde schon in alten Tagen in der österreichischen Hauptstadt über die dienenden Schönen des Wirtsgewerbes verhängt. Unter anderen Zeitungsblättern von ehrwürdigem Alter befindet sich in meinem Besitz

auch Nr. 1 des „Konstanzischen Wochenblatts“ vom 2. Januar 1775, in welchem aus Wien berichtet wird: „Dieser Tage ist allhier eine Verordnung ergangen, kraft welcher von eingehendem neuen Jahre an alle sowohl in der Stadt als in den sämtlichen Vorstädten, in den Wirtshaus- und Bierhäusern zur Bedienung der Gäste befindliche sogenannte Kellnerinnen ein- für allemal abgeschafft und zum Dienen angewiesen werden, und dies zwar bei schwerster Ahndung gegen die Hauseigentümer und bei unnachsichtlicher Aufhebung ihrer Schankgerechtigkeit, falls selbe dem Wirt eine derlei Weibsperson gestatten; der betreffende Wirt selbst aber in Hinfunft ein Wirtshaus oder Gaststube in Bestand zu nehmen, für untüchtig gehalten sein soll.“ Der Erlaß erfolgte unter der Regierung der sittenstrengen Kaiserin Maria Theresia.

Ein Zeitbild. Man schreibt den „N. Nachr.“ aus New-York: Es ist eine hier vielfache beobachtete Thatsache, daß Millionäre ihre Landhütten, ihre Forstgehöfte, ihre Yachten, ihre Privat-Eisenbahn-Cars vermieten. Ein Novum ist in dieser Beziehung in der letzten Zeit durch das Vermieten von zahlreichen, elegant eingerichteten Privatwohnungen unserer reichen Leute geschaffen worden, wobei gewöhnlich Schlemmerpreise gefordert werden. Es wurde dieser Tage bekannt, daß eine Wohnung eines unserer bekanntesten Millionäre, welche erst vor 2 Jahren mit dem Aufwande von etwa 100 000 M. eingerichtet worden war, für den Pappenspiel von 10 000 M. für das ganze Jahr vermietet worden ist. Der vermietende Millionär gab für diesen Schritt die Erklärung ab, daß die Dienstboten-Misere seine Frau krank gemacht habe, so daß sie sich entschlossen hätten, die Wohnung zu vermieten und im Hotel zu leben. Wir haben stets verlegen um Köchin, Dienstmädchen, Diener u. wir zahlten die höchsten Preise und behandelten die Leute mit einer Rücksicht, die sie uns nie zuteil werden ließen. Und dennoch gab es fortwährend Streitigkeiten und Skandal, so daß meine Frau krank wurde. Wir haben im Laufe des letzten Jahres 65 verschiedene Dienstenne gehabt — ein einziger Diener blieb länger als 6 Monate und der verschwand plötzlich und mit ihm einige Kostbarkeiten. Wir haben die Wohnung vorherhand vermietet und wenn ein Käufer kommt, der ein halbwegs annehmbares Angebot macht, kann er alles billig haben. Wir werden zeitlebens nur mehr im Hotel leben.“ Ein Grundeigentumsagent erzählte, er habe nicht weniger als 165 in den elegantesten Stadtteilen gelegene Wohnungen zu Spottpreisen zu vermieten, alle Herrschaften gehörig, die zumeist der Dienstbotenfrage halber ausreisen, auf Reisen gehen oder das Hotel aufsuchen. Der erwähnte Mann hatte vor wenigen Tagen eine Prachtwohnung, deren Einrichtung über 250 000 M. gekostet hatte, auf drei Jahre für 7500 M. jährlich vermietet. Dabei muß man bedenken, daß das kostbare Möblement in einem oder höchstens zwei Jahren so gut wie abgebraucht ist!

Ein französischer Berichterstatter, der die Begrüßung der Burengenerale aus nächster Nähe beobachtet haben will, schildert diese Szene wie folgt: „Chamberlain schien sich in Gegenwart der Burengenerale nicht recht behaglich zu fühlen, als er ihnen die Hand reichte, wendete er seinen Kopf ab. Auch die Buren wendeten den Kopf ab, sie kniffen die Lippen zusammen und schlossen die Augen, als wenn sie eine bittere Medizin einnehmen sollten. Chamberlain, schon vor der Unterredung bleich, war nach derselben noch bleicher.“ Als sich herausstellte, daß die Burengenerale auf ihrer Weigerung, der Flottenschau beizuwohnen, beharrten, hörte der französische Journalist, wie Lord Roberts zu Botha sagte: „Glauben Sie mir, General, Sie sind im Begriff, einen großen Fehlgreif zu thun!“, worauf sich Lord Roberts ohne Abschied entfernte, während Ritchener allein zurückblieb und einen letzten vergeblichen Versuch machte, die Generale umzustimmen.

(Die patriotische Schildwache.) Als dem Zaren Peter I. von Rußland, nachdem schon mehrere Prinzen das Licht der Welt erblickt hatten, von der Kaiserin Katharina endlich ein Sohn und Reichserben geboren war, schickte er

in der Freude seines Herzens, obwohl das frohe Ereignis mitten in der Nacht erfolgt war, ohne Bögen seinen General-Adjutanten in die Festung mit dem Befehl, durch Kanonenschüsse dem Volke mitzuteilen, welche ein Glück dem Zaren und seinem Hause widerfahren sei. Als der General-Adjutant aus Thor der Feste kommt, weigert sich indes der Posten, ihn einzulassen, da auf Befehl des Gouverneurs nach dem Zapfenstreich jedermann der Eintritt versagt sei. Eilig meldet der Offizier dem Zaren, auf welches Hindernis sein Befehl gestoßen. „So will ich selbst gehen!“ ruft Peter zornig und eilt hinunter. Aber auch ihm gegenüber beruht sich der Posten auf seine Ordre und weigert sich standhaft, ihn einzulassen. „Aber Kerl!“ ruft der Zar erbittert, „die Kaiserin hat einen Prinzen geboren, und der Gouverneur soll die Kanonen lösen, damit das Volk davon erfährt!“ — „Einen Prinzen geboren?“ wiederholt der Soldat, und sein ganzes Gesicht erglänzt in Seligkeit. „Geh ein! Geh ein! Würgen Sie mich morgen todschießen!“ — „Braver Kerl!“ sprach Peter und klopfte ihm gerührt auf die Schulter, „ich bin der Zar und werde Dir das nicht vergessen!“ Am folgenden Tage wurde der Soldat vor versammelter Truppe zum Sergeanten ernannt, und sein Oberst händigte ihm im Namen des Kaisers eine hübsche Summe Geld ein, „auf das Wohl des neugeborenen Prinzen zu trinken.“ Auch dieser Weisung soll der pflichttreue Soldat gewissenhaft nachgekommen sein.

Die Schulden einer Schauspielerin. In Paris verstarb dieser Tage die dreißigjährige sehr beliebte Schauspielerin Wanda de Wonga von der Komödie Française. Nun erschien der Gerichtsvollzieher und klebte im Auftrage mehrerer Kostümlieferanten seine ominösen Zettel auf die hinterlassenschaft, weil die Passiva der Diva bis jetzt die Kleinigkeit von 500 000 Fr. ausmachten.

(Das Fallen des unreifen Obstes.) Ein Grund, dem das Fallen des noch nicht ausgereifen Obstes zuzuschreiben ist, ist in vielen Fällen der Nährstoffmangel im Boden. Versuche, die angestellt wurden, scheinen diese Annahme zu bestätigen. Es wurden 6 Strickbirnbäume, die in einer Reihe in Abständen von 30 m gepflanzt sind, herangezogen. Die eine Hälfte der Bäume erhielt anfangs Juli eine ziemlich starke Düngung mit Gülle, die mit flüssiger Phosphorsäure behandelt wurde. Die andere Hälfte der Bäume wurde nicht gedüngt; Boden- und Lichtverhältnisse waren aber für alle Bäume gleich. Der Erfolg der Düngung ließ sich schon im August konstatieren: unter den gedüngten Bäumen war weit weniger Fallobst zu bemerken, trotzdem die Größe und der Fruchtanfang der Bäume zwischen den einzelnen Exemplaren nur unbedeutende Unterschiede aufwies. Selbstverständlich kann dieser kleine Versuch nicht allgemein maßgebend sein, in diesem einzelnen Falle hingegen zeigt es uns deutlich, daß Nährstoffmangel eine der Ursachen des frühen Abfallens war.

[Berechtigte Eigentümlichkeit.] Erster: „Was hatte denn Deine Tante vorhin zu murmeln, als Du sie um 20 M. anpumptest?“ — Zweiter: „Weiß ich nicht. Daß sie doch murmeln. Dazu hat sie ja ein gutes Recht, denn sie ist ja meine — Geld-Quelle!“

Neffe: „Denke Dir, Onkel, mir hat geträumt, du hättest mir 50 M. geschenkt.“ — Onkel: „So! Na die kannst Du behalten.“

Gedankensplitter.

Das ist gar ein armer Mann,
Der keinem Menschen trauen kann;
Doch schlimmer ist noch der daran,
Der auch sich selbst nicht trauen kann.
Denn jeder den andern verzeihen würde, was er sich verzeiht, so hätten wir eine ideale Welt.
Ein Narr macht zehn Narren — eine Narrin zwanzig.
Mancher ist reich geworden, weil man ihn dafür hielt.

Zweifelhafte Charade.

Eins drückt wie Gram und Leid
Das Herz in schwerer Zeit,
Zwei eine Riesenkraft,
Die Wunder wirkt und schafft.
Eins Zwei ein stilles Sehnen,
Ein Lächeln unter Thränen.
Auflösung der Dreifelhafigen Charade in Nr. 136.
Meerlage.

